



JESSICA R. PATCH

THRILLER

GARDEN GIRLS

VERHÄGNISVOLLE SCHÖNHEIT

HarperCollins

JESSICA R. PATCH

GARDEN GIRLS

VERHÄNGNISVOLLE SCHÖNHEIT

THRILLER

*Aus dem Englischen von
Andreas Heckmann*

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
The Garden Girls bei Love Inspired,
an imprint of HarperCollins Publishers, New York.

1. Auflage 2025

© 2024 Jessica R. Patch

Deutsche Erstausgabe

© 2025 für die deutschsprachige Ausgabe

HarperCollins in der

Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH

Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg

info@harpercollins.de

Gesetzt aus der Adobe Garamond

von GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

978-3-365-01165-2

www.harpercollins.de

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheberin und des Verlags bleiben davon unberührt.*



Druckprodukt mit finanziellem

Klimabeitrag

ClimatePartner.com/15109-2009-1001



Für die großartige Susan Snodgrass.

Dies ist mein erstes Buch, das du nicht gelesen und besprochen hast.

*Ich weiß, wie sehr du Tys Geschichte entgegengefiebert hast,
und hoffe, deinen Erwartungen gerecht geworden zu sein.*

Du bist nun ein Garden Girl anderer Art und wandelst im Paradies.

Kein Kummer und keine Tränen mehr.

Wir sehen uns dort.

In Liebe.

PROLOG

Freitag, 24. August

Scharfe Krallen fahren über meinen Hals.

Hin und her.

Hin und her.

Sssst ... ssssss ... ssst ...

Ein Summen erfüllt den Raum, und ich versuche, die Augen zu öffnen, doch meine Lider sind dick und klebrig wie Sirup und lassen sich kaum bewegen. Mir dreht sich der Magen um, und der Raum verändert sich, denn nun nimmt mein verschwommener Blick rote Wände und kaffeebraunen Beton wahr. Als ich den Kopf wende, um den Rest des Zimmers zu sehen, rieche ich eine Spur von Bleichmittel und würzigem Weihrauch. Meine Muskeln sind kraftlos wie trüges Wasser.

Die Klimaanlage springt an, und kalte Luft lässt meinen nackten Körper frösteln.

Ich bin ... *nackt*. Panik durchfährt mich, und es fühlt sich an, als drücke eine Faust mir die Lunge zusammen. Meine Erinnerungen sind zusammenhangslos.

Wo bin ich? Wie bin ich hierhergekommen?

Was geschieht mir hier gerade? Was ist schon passiert? Schuhsohlen klacken über den Boden und lassen meine Fragen verstummen.

Ich bin nicht allein. Oder ... ich war es nicht? Die Tür schließt mit leisem Klicken.

Steh auf. Beweg dich. Flieh!

Ich packe die Seiten der Massagebank, rolle mich herunter und lande mit nackten Füßen auf kaltem Boden. Die Wände rücken näher. Wieder dreht sich mir der Magen um. Etwas stimmt nicht. Ist mehr als seltsam.

An einer Wand bodentiefe Spiegel. Mir stockt der Atem, als mir die Wirklichkeit in die Augen springt.

Auf meinem Hals und meinen Schultern leuchten pinke Knospen aus schwarzen Ranken.

Ich bin verwirrt, stehe wie angewurzelt da und mustere meine flammend rote Haut, die angegriffen und wund ist und auf der eine dicke Schicht Vaseline glänzt.

Es schnürt mir die Kehle zu, und mir kommen die Tränen.

Ich muss hier raus.

Hinter mir sehe ich ein Doppelbett mit edlen Laken und dicker Daunendecke, daneben Tätowier-Werkzeug. Meine Hände zittern. Bin ich in einem Tattoo-Studio? Warum steht hier ein Bett?

Auf dem Boden daneben liegt eine alte Eisenfessel, an einer dicken, schweren Kette in der Wand verankert.

Warum liegt sie da, und wo sind meine Sachen?

Ich schnappe mir die Daunendecke und schlinge sie um meinen nackten Leib.

Flieh. Flieh. Flieh!

Ich öffne die Tür, habe aber keine Ahnung, wohin ich mich wenden soll, wo er ist oder wie lange es dauert, bis er mich entdeckt und ans Bett fesselt.

Ich wurde schon mal von einem grausamen Jäger gefangen. Erinnerungen tauchen auf und hetzen mich über den kahlen Beton-

boden. Der Flur geht nach links ab. Meine Augen gewöhnen sich langsam an das Dunkel, während ich an einen sicheren Ort flüchte.

Nein – es ist eine Sackgasse.

Die Niederlage sickert mir wie trübes Wasser in die Seele, und meine Brust schmerzt. Mir bleibt nur eins: Ich muss umdrehen.

Aber dort lauert *er*.

Schweiß rinnt mir über Schläfen und Rücken und springt aus meinen Poren wie aus unterirdischen Quellen, als ich den Weg zurückgehe, den ich gekommen bin.

Ich entdecke eine Art Riss in der Wand. Von der anderen Seite dringt Licht. Ich nähere mich und stelle fest, dass es sich um eine Tür handelt, die aussieht wie die Wand ringsum. Ich schlucke schwer und fahre mit den Fingern über das glatte Holz, bis ich eine Stelle finde, wo ich ansetzen kann. Dort drücke ich, und die Tür gibt nach, doch es kostet erhebliche Kraft, sie weit genug zu öffnen, um hindurchzuschlüpfen.

Ich erwarte eine Art Höhle oder Kerker und womöglich eine Wand voller Folterwerkzeuge und Käfige, aber nein.

Ich stehe in einem Wohnzimmer mit Panoramafenstern, die auf dunkles Wasser schauen.

Wo ist *er*?

Als ich Stufen knarren höre, schnappe ich nach Luft. Ich kann mich nirgends verstecken, und die Daunendecke ist dick und wird mich leicht verraten. Mir bleibt nichts anderes übrig, als sie in einer Ecke zu lassen. Für Fragen des Anstands bleibt keine Zeit.

Nach draußen.

Ich hetze zur Schiebetür aus Glas, öffne sie leise, schlüpfe in die warme Nacht, eile ans Balkongeländer, kauere mich hin und mache mich ganz klein. Wie als Kind, wenn ich unsichtbar sein musste.

Vielleicht merkt er nicht, dass ich weg bin, doch dann fällt es mir siedend heiß ein.

Ich habe die Geheimtür nicht zugemacht, hinter der sich die anderen Zimmer verbergen.

Ich schluchze auf und zittere unkontrolliert, als sei ich aus einer Betäubung erwacht. Der Boden liegt tief unter mir. Spränge ich, dann würde ich sterben oder mir die Beine, vielleicht das Rückgrat brechen. Aber lieber möchte ich sterben als in das Zimmer zurückkehren.

Zu der Kette dort.

Und den Tätowier-Nadeln.

Zu ihm.

Ich ziehe die Knie unters Kinn und warte, bete, hoffe.

Als die Tür nicht aufgeht, flitze ich über die Terrasse. Das raue Holz gräbt sich in meine empfindlichen Sohlen, doch ich muss mich überzeugen, ob die Luft rein ist.

Vielleicht steht er an der Tür und beobachtet alles?

Ich höre etwas und erstarre.

Einundzwanzig. Zweiundzwanzig ... Ich zähle lautlos, bis ich vierzig erreicht habe, und eile wieder los.

Ob er in der Nähe ist, kann ich nicht sagen. Falls ja, weiß ich, was mich erwartet. Ich weiß, wozu böse Männer in der Lage sind. Ich habe es gesehen. Und am eigenen Leib erfahren.

Endlich bringe ich den Mut auf, durch die Tür zu spähen. Das Zimmer ist leer und nur von einer Funzel beleuchtet. Ich schleiche hinein; mir ist schwindlig, und alles dreht sich.

Keine Schritte. Nur aufragende Schatten in den Ecken.

Ich robbe über den Berberteppich und rieche, dass er neu ist. Am anderen Ende der Wohnlandschaft ist eine Treppe. Davor drei Meter ohne Möbel. Sollte er das Zimmer gerade dann betreten, wenn ich kurz vor der Treppe bin, hätte ich keine Deckung.

Falls er nicht auftaucht und ich es die Treppe hinunterschaffe, könnte er an ihrem Ende auf mich warten.

Ich versuche, einen Verteidigungsplan zu entwickeln, aber mein Gehirn ist matschig. Ich bewege mich eher aus Fluchtreflex als überlegt und robbe über die freie Fläche zur Treppe.

Zweimal sechs Stufen. Ich kugele fast die ersten sechs Stufen hinunter und halte dann inne.

Dort auf dem kleinen Treppenabsatz ist er nicht.

Also die nächsten sechs.

Nun bewege ich mich langsamer, obwohl mein Adrenalin mich zum Rennen drängt. Lospreschen darf ich nicht. Er könnte auf mich warten, also muss ich die Ohren spitzen.

Eins ... zwei ... drei ... vier ... fünf ... sechs. Am unteren Treppenabsatz halte ich erneut inne.

Kein Licht, das mir hilft. Mich umgibt nur Dunkelheit, und die ist nie ein Freund. Die Finsternis ist trügerisch und wiegt in falscher Sicherheit. Aus dem Dunkel entwickelt sich nichts Gutes. Man kann sich nicht in ihm verstecken, wird aber gefunden. Im Dunkeln sehe ich meinen Verfolger nicht. Aber ich weiß, dass er lauert.

Die Tür zur Freiheit ist fünfzehn Meter entfernt, und ich eile darauf zu.

Hoffnung keimt in mir.

Beim Gehen murmele ich ein Gebet. Noch zehn Meter.

Fünf.

Endlich bin ich da und drücke die Klinke.

Abgeschlossen.

Ich möchte schreien, verkneife es mir aber und fummle am Bolzenschloss herum.

Etwas schlurft über die Fliesen.

Nähert sich mehr und mehr.

Endlich bekomme ich das Schloss auf und ziehe an der Tür, doch sie klemmt.

Er kommt. Seine Schritte sind langsam und klingen unbeirrt, als hätte er keine Eile. Als wüsste er, dass ich nicht fliehen kann. Es ist ein Spiel.

Bitte. Bitte. Geh schon auf, verdammte Tür!

Dann öffnet sie sich. Ich schlüpfe nach draußen und zwinge mich, ruhig zu bleiben, für den Fall, dass meine Wahrnehmung mich trügt und er es gar nicht ist. Diesmal achte ich darauf, die Tür hinter mir zu schließen. Die Luft ist mild, und Wind streicht durchs Gras.

Ich schmecke salzige Meeresluft. Sumpfgräser rascheln, als ich über einen Bohlenweg eile, von dem ich nicht weiß, wohin er führt. Mir ist nur klar, dass ich Strecke machen muss, um Abstand zwischen mich und das Haus des Schreckens zu bringen. Abstand zwischen mich und *ihn*.

Dicke Wolkenwände schirmen das Mondlicht ab.

Eine Tür schlägt zu. Dann höre ich noch etwas.

Klapp. Klapp. Klapp.

Er zerrt etwas über den Bohlenweg. Ich wage nicht, mich umzublicken.

Er kommt.

Langsam und systematisch. Leise. Ich höre nur das furchtbare Schleppgeräusch.

Ringsum nur Sumpf, Wasser, da und dort ein paar Bäume. Alligatoren liegen auf der Lauer. Ich erinnere mich nicht, woher ich das weiß. Es gibt auch Schlangen und Schnapschildkröten.

Aber *er* ist hinter mir her.

Plumpsgeräusche im Wasser lassen mich erstarren. Was ist das?

Nähert es sich mir, oder fällt es erst über mich her, wenn auch ich im Wasser bin?

Ich kann nicht riskieren, auf dem Bohlenweg zu bleiben. Also lasse ich mich vorsichtig ins kalte Wasser gleiten, was mir fast den Atem verschlägt. Etwas Schleimiges streift um meine Füße, und ich sinke in den Schlamm. Trübes Wasser reicht mir bis zu den Hüften, und sofort zieht mein Bauch sich vor Schreck zusammen, doch ich kann nicht nach Luft schnappen. Stattdessen arbeite ich mich durchs Ried und hoffe, die dadurch verursachten Bewegungen verraten ihm meinen Standort nicht.

Scharfe Zweige und Steine graben sich in meine Sohlen, und ich beiße mir auf die Unterlippe, um nicht zu weinen. Sumpfgras sieht weich aus, ist aber robust wie Stricknadeln und sticht in mein Fleisch und in die empfindlichen Stellen, wo mir Blumen tätowiert wurden.

Vor mir steht eine Baumgruppe, in der ich mich sogar bei Tag verstecken könnte. Nur wenige Meter neben mir klatscht etwas ins Wasser und schreckt Vögel auf. Jetzt sehe ich, was es ist.

Ein Kanu.

Er paddelt durch die engen Kanäle: ein klarer Vorteil.

Ich darf nicht innehalten. Also arbeite ich mich durch den Schlamm zum Baumdickeicht und schleiche hinein, doch es ist, als wollte ich in Dornestrüpp mein Lager aufschlagen, und Nesseln verbrennen mir die Haut. Mir entfährt ein leiser Schrei, und ich schlage mir die Hand vor den Mund.

Hat er mich gehört? Weiß er, dass ich hier bin?

Ich zittere im Wasser, und meine Zähne klappern, als etwas Leichtes auf meinem Kopf landet und in meinem vollen Haar verschwindet, ehe ich es zu fassen bekomme.

Ich kneife die Augen zu und beiße die Zähne zusammen, um

nicht zu schreien. Was für ein scheußliches Spinnentier hat sich in meinem Haar eingenistet?

Und was schwimmt um meine Taille, ohne dass ich es erkennen kann?

Plopp. Plopp. Plopp.

Fische, Alligatoren, Schlangen ... er etwa?

»Daaaah, daaaah, dah daaaah«, singt er laut und voll. Seine Stimme schallt weit über das Sumpfland und fährt wie eisige Krallen über meine Haut. »Ich habe die ganze Nacht Zeit«, singt er weiter, »und lasse es gemütlich angehen.« Ich lege jetzt beide Hände vor den Mund, damit meine Zähne nicht so klappern. Er ist nah. Ganz nah. »Ich finde dich. Du kannst dich nirgendwo verstecken«, schmettert er, als wären wir auf einer Bühne. Seine Stimme ist die eines Zauberers in einem Kabarett und erschreckend zugleich. »Du gehörst miiiir ... Du willst nur miiiiich ...«

Ich kann hier nicht bleiben. Er wird mich finden. Möglichst leise arbeite ich mich aus dem Dickicht und von seiner Stimme weg. Ich stemme mich zurück auf den Bohlenweg, weil er mich im Wasser glaubt. Zu rennen kommt nicht infrage, er würde mich hören. Langsam und ausdauernd weitermachen, mehr geht sowieso nicht. Meine Beine kommen mir vor wie Lakritzstangen.

Er singt noch immer und zieht das Paddel durchs Wasser, während ich mich vorarbeite und ein wenig beschleunige, bis ich schließlich das Ende des Bohlenwegs und damit trockenen Boden erreiche. Nun bin ich im Wald.

Wo ein Wald ist, wird auch eine Lichtung sein, und von dort komme ich sicher auf eine Straße, kann ein Auto anhalten und entkomme in die Freiheit.

Ich halte kurz inne, während meine Augen sich an die immer tiefer werdende Dunkelheit gewöhnen. Die Bäume ragen hoch über

mir auf, und der Boden ist weich und sandig. Ich stoße mir die Zehen an und stolpere über Wurzeln, die aus der Erde ragen, gehe aber zügig weiter. Ich erreiche einen Pfad und folge ihm. Ein Fahrradweg vielleicht.

Meine Füße bluten aus Schnittwunden, und mein Kopf dröhnt. Der Pfad macht einige Kurven, führt dann geradeaus. Ich bleibe stehen.

Da kommt keine Straße.

Da wartet keine Freiheit.

Vor mir erstreckt sich ein langer Strand voller Treibholz und Muscheln, die in meine Sohlen schneiden. Und hinter dem Strand das endlose Meer. Keine Häuser zu sehen. Nur Wald und Sumpf in meinem Rücken und überall sonst der Ozean.

Ich habe kein Boot. Kein Kanu. Nichts, womit ich fliehen könnte.

Ich bin auf einer Privatinsel, und plötzlich fällt mir wieder ein, wie ich hergekommen bin.

Ein Gefühl absoluter Ohnmacht überkommt mich, und ich sinke auf die Knie. Heiße Tränen laufen mir die Wangen hinab.

Schwere Schritte nähern sich in aller Ruhe über einen Steg. Er hat keinen Grund zur Eile. Und ich habe keinen Ort mehr, an den ich flüchten, wo ich mich verstecken kann.

Zeit habe ich auch keine mehr.

Nun singt er nicht länger, sondern summt, als machte er nur einen Spaziergang im Dunkeln. »Hoffentlich hast du meine meisterhafte Arbeit nicht ruiniert, Schätzchen, denn das würde mir gar nicht gefallen.« Ich rieche sein teures Parfüm, ehe ich spüre, dass er neben mir ist. Seine Seidenhose flattert im Wind und streicht über meine Haut. Er seufzt, als sei ich ein bockiges Kind, hockt sich neben mich und massiert mir mit warmer, glatter Hand

den Rücken. »Hast du dich nun endgültig ausgetobt?«, fragt er leise.

»Bitte lassen Sie mich gehen.«

Er hebt mein Kinn wie ein Liebender, fast ehrfürchtig. »Dich gehen lassen?«, fragt er verwirrt. »Warum sollte ich? Du gehörst mir. Du hast dich mir selbst hingegeben.« Er greift in seine Tasche und zieht eine Rolle dünnes Seil hervor. »Damit wir nicht wieder kämpfen. Das ist doch kein anständiges Benehmen.« Er könnte ebenso gut ein Gorilla sein und ich ein Kätzchen. »Ich liebe solche Nächte – von unserem Konflikt einmal abgesehen. Nächte, in denen der Mond sich versteckt und Wolken die Sterne verdunkeln. Die Nacht ist herrlich. Romantisch. Findest du nicht auch?«

»Sie müssen mich gehen lassen.«

Er seufzt, nimmt einen dünnen Schal – meinen Schal – und schiebt ihn mir in den Mund. Ich kann nicht atmen, und Galle steigt mir in die Kehle. »Mein Vater hat mir beigebracht zu schwei gen, wenn man nichts Nettes zu sagen hat.« Seine Stimme ist be ängstigend ruhig und klingt sogar sinnlich.

Er zieht mich hoch.

Ich mag besiegt sein, aber ich bin nicht zerstört. Noch nicht. Nachdem er uns im Kanu über schmale Wasserläufe zurückgefah ren hat, führt er mich durch die Seitentür im Erdgeschoss in einen Vorraum, entfernt meinen Knebel, zwingt mich unter die Dusche, wäscht Sand und Schmutz von mir ab, untersucht seine Tätowier Arbeit, vergewissert sich, dass sie unbeschädigt ist.

Dann trocknet er mich ab, bietet mir aber nichts zum Anziehen an. Ich kann nicht aufhören zu zittern. Was hat er jetzt mit mir vor? Ich denke an die Kette an der Wand in dem kleinen, quadratischen Zimmer, aber dorthin bringt er mich nicht. Stattdessen führt er mich in die Wohnlandschaft im ersten Stock und drückt eine Fern-

bedienung. Die Leinwand fährt hoch und gibt den Blick auf ein verstecktes Zimmer frei. Es ist groß und rund wie ein Turm und besitzt eine dunkel getönte Glaskuppel. Das Zimmer ist gefliest und voller Topfpflanzen und Topfblumen. Ich höre sprudelndes Wasser und stelle fest, dass sich ein Springbrunnen mit sieben Schalen in der Mitte des Raums befindet.

Ich muss an einen englischen Garten denken, nur dass dieser Garten sich im Haus befindet. Wunderschön. Erlesen. Meisterhaft ausgeführt.

Wie kann solch ein Monster etwas so Schönes erschaffen? Der Gedanke fällt in sich zusammen, als ich die sieben schmiedeeisernen und weiß gestrichenen Volieren bemerke, die den prächtigen Springbrunnen umgeben.

In den Käfigen sitzen keine Vögel.

Sondern Frauen.

Frauen wie ich.

Nackt und mit Blumen tätowiert, einige mehr als andere. Keine Frau sieht mich an. Sie haben die Knie an den Leib gezogen und den Kopf darauf abgelegt. Sie sind reglos wie Statuen.

»Komm, meine kleine Blume. Hinein mit dir.« Er öffnet die Tür einer leeren Voliere, doch ich weigere mich, sie zu betreten. Denn wenn ich das täte, säße ich dort für alle Zeit fest. »Wenn du nicht freiwillig gehst, muss ich dich zwingen – du hast die Wahl.« Er wartet, und ich musterte seine dunklen Augen, deren lange Wimpern geduldig blinzeln. Seine Haut ist glatt wie die eines Babys, sein Gesicht vollkommen symmetrisch. Es gibt nicht den kleinsten Makel darin. »Du musst eine Entscheidung treffen.«

Ich will da nicht rein, doch ich weiß nicht, welche Schmerzen er mir zufügt, wenn ich mich weigere. Nur dass er mir Schmerzen bereiten wird, ist mir klar. Widerstrebend betrete ich mein Gefängnis.

Sein breites Lächeln entblößt weiße, ebenmäßige Zähne. »Nun gehörst du zu meinem Privatgarten. Ich werde dich das Blühen lehren.«

Ich weiß nicht, wovon er redet, aber es gefällt mir ganz und gar nicht. »Bitte«, flehe ich, lege die Hände um die Gitterstäbe und beuge mich vor. »Ich habe Familie.«

Grübchen geben seinem Gesicht etwas Unschuldiges. Er greift in den Käfig und streichelt federleicht über meine Wange. »*Ich* bin deine Familie. Dein Schöpfer. Du wirst wiedergeboren.«

Seine Stimme ist volltonend und klingt seltsam süß, doch es ist die künstliche Süße von Saccharin. Am Grund seiner Augen glimmt ein rot glühender Funke der Wut. Sollte ich ihn durch Ungehorsam entzünden, wird er auflodern. Ich habe es hier nicht mit einem geistig Gesunden zu tun. Ich wurde getäuscht. In die Irre geführt. Langsam kehrt meine Erinnerung zurück – zuerst nur an unsere früheren Unterhaltungen. Unter meiner Furcht spüre ich den Ärger über mich selbst. »Nur damit Sie es wissen, Sie haben einen schweren Fehler gemacht: Man wird mich suchen, und ich versichere Ihnen, dass man mich finden wird. Er wird nicht lockerlassen.«

Da lacht er leise, genießerisch und voller Bosheit. »Ach, mein reizendes Garden Girl.« Er beugt sich weiter vor, bis unsere Nasen aneinanderstoßen. Sein Atem riecht nach Pfefferminz. »Genau darauf zähle ich.«

KAPITEL 1

Memphis, Tennessee

FBI-Außenstelle, Strange Crimes Unit (SCU)

Freitag, 31. August

08:25

»Wer hatte den letzten Kaffee?«, blaffte Agent Tiberius Granger, hob seinen leeren Becher und schwenkte ihn im Büro herum. »Wir haben eine Abmachung: Wer den letzten Kaffee getrunken hat, setzt neuen auf. Eine kluge Regel. Ich bin beim FBI, Leute. Ich finde raus, wer der Schuldige ist.«

Seine Kollegin Violet Rainwater, die Psychologin der SCU, sah von ihrem Schreibtisch auf, vielleicht verärgert, vielleicht auch nicht. Sie wirkte stets gereizt. »Ty, du hattest den letzten Becher, vor einer Stunde. Knallkopf«, brummelte sie, und Owen Barkley, Tys bester Freund, lachte.

Womöglich stimmte das. »Zu meiner Verteidigung: Der Papierkram macht mich wahnsinnig. Ich hasse diese Arbeit.«

Das trug ihm ein zweites Augenrollen von Violet ein, doch dann klingelte ihr Telefon, und ihre Miene hellte sich auf. »Hallo, John.« Sie stand auf und verließ das Büro. Ty begleitete ihren Abgang mit Kussgeräuschen, um sie zu ärgern. Violet und der für Vermisstenanzeigen zuständige Agent waren ein Herz und eine Seele, seit sie

im Oktober in einem Bergtal im östlichen Kentucky zusammengearbeitet hatten. Inzwischen trug Violet sogar einen dicken Verlobungsring, einen echten Hingucker.

Owen traf Ty in der Kaffeeküche. Cami, die Team-Assistentin, hatte sie eingerichtet und fand sie schön genug, um sie auf Pinterest zu präsentieren. Ty dagegen ging es nur um heißes Koffein, damit er wach blieb, wenn ihm die Energydrinks ausgingen. Owen warf den alten Filter in den Mülleimer. »Dein Kaffee schmeckt scheußlich, und dein Schlipss ist lausig.« Er füllte destilliertes Wasser in die Maschine und löffelte Kaffeepulver in einen neuen Filter.

Ty rückte seine neue, in Rot- und Brauntönen gehaltene Kravatte zurecht. »Ich bin nun mal ein Herbsttyp.«

Kaum hatte Owen die Maschine eingeschaltet, röchelte sie los. »Ob Serienmörder im Herbst Ferien machen? Weil sie nach dem Sommer weniger irre sind? Es war eine Affenhitze – selbst ich hätte am liebsten jemanden umgebracht.«

Ty lehnte an der Theke. Anfang Juni hatte ein Irrer, der sich »Der Priester« nannte, Männer gekreuzigt und eine mörderische Spur durch die Sümpfe Louisianas gezogen. Seitdem hatte es keine neuen Fälle gegeben, nur Papierkram und Telefonate. Immerhin hatten sie der Abteilung für Gewaltverbrechen bei zwei Fällen helfen können, die nicht als »kurios« eingestuft waren, weil sie keine religiösen Untertöne hatten. Die Verrückten nämlich fielen in den Aufgabenbereich der Strange Crime Unit. Und dort war es in letzter Zeit entschieden zu ruhig gewesen. Ty hatte die Ruhe vor dem Sturm nie gemocht und schätzte Stürme ohnehin nicht, seit ihn auf Barbados ein Hurrikan erwischt hatte. Immerhin hatte er damals noch daran gedacht, den Leuten in seinem Team Geschenke mitzubringen. Allerdings war ihm nicht entgangen, dass niemand je eines der Tropenhemden getragen hatte.

»Ich bezweifle, dass Serienmörder längere Zeit Urlaub machen. Sie tauchen nur ab, um das nächste Verbrechen zu planen.« Er sah zur Tür des großen Häuptlings. »Bringst du zur Hochzeit von Asa und Fiona eigentlich jemanden mit?«

Owen runzelte die Stirn. »Bis dahin ist noch über einen Monat Zeit. Ich weiß ja kaum, mit wem ich das Wochenende verbringe.« Sein Blick glitt zu der Arbeitsnische ganz hinten, wo Selah Jones saß, ihre Computeranalystin, eine dicke schwarze Brille auf der Nase. Ty hatte die leise Vermutung, dass es sich um eine Attrappe handelte. Selah und Owen flirteten miteinander und verbrachten mitunter Zeit zusammen, aber Owen ließ sich mit Kolleginnen in der Regel auf nichts Ernstes ein und war so wenig wie Ty an einer festen Beziehung interessiert.

Bexley Hemmingway hatte Ty für andere Frauen verdorben, oder vielleicht war es umgekehrt, vielleicht hatte sie ihm andere Frauen verdorben. Jedenfalls war sie die Letzte, an die er denken wollte – und die Einzige, die ihm immer wieder in den Sinn kam, seit er letztes Jahr herausgefunden hatte, dass sie gar nicht tot war, was siebzehn Jahre lang vermutet worden war. Er hatte eine Million Fragen, aber nicht genug Mut, anzurufen und sie zu stellen. Außerdem hätte Bex ihn ja kontaktieren können, wenn sie das gewollt hätte. Er war öfter als einmal in den bundesweiten Nachrichten gewesen, und bei Serienmördern waren alle heiß auf Interviews, Podcasts, Pressekonferenzen, um möglichst viele perverse Details zu erfahren. Deshalb hatte Bex ihn sehr wahrscheinlich mindestens einmal gesehen.

»An wen denkst du, was das Wochenende angeht?«, fragte Ty, um seine Gedanken von Bexley abzulenken, wofür ihm sogar Owens Verabredungen recht waren.

»An niemanden«, kam eine Stimme von hinten. Asa Kodiak,

Spitzname Bär, ihr Teamleiter, sah grimmig drein. Fiona folgte ihm mit ebenso schmalen Augen und gerunzelter Stirn. Sie waren verheiratet gewesen, dann geschieden, aber seit der Festnahme des Kinderliedkillers im Sommer des Vorjahrs waren sie wieder zusammen. Inzwischen hatte er ihr erneut einen Antrag gemacht, und die zweite Hochzeit war für Oktober geplant. Owen und Ty waren Asas Trauzeugen, Violet würde Fionas Trauzeugin sein. Violet in einem schicken Kleid – das würde ein Spaß werden, den sie aufnehmen und an viele andere weiterleiten würden. Er hoffte für John, dass sie zumindest auf Fotos lächelte, denn sonst würden ihre Hochzeitsbilder wie aus dem 19. Jahrhundert aussehen.

»Wir reisen am Mittag auf die Outer Banks«, sagte Asa, »nach Blue Harbor Island in der Nähe von Roanoke.«

»Welcher Albtraum hat sich dort zugetragen?« Violet stand neben der Bürotür und tippte schon eine Nachricht in ihr Smartphone, vermutlich, damit John erfuhr, dass sie für einige Tage an die Sandstrände fliegen würde, höchstens zwei Wochen. Länger blieben sie nie an einem Tatort, kehrten bei Bedarf aber mehrmals zurück.

»Letzten Monat wurde eine Frau gefunden, Amy-Rose Rydell. Sie war ein halbes Jahr vermisst gemeldet und lehnte am Eingang zum Currituck-Beach-Leuchtturm in Corolla, vom Hals bis zu den Schenkeln mit Rosen tätowiert. Der Sheriff dort hielt es für eine grausige Einzeltat.«

»Aber das war es nicht?«, fragte Owen.

»Nein. Vor einer Dreiviertelstunde wurde eine seit fünf Monaten vermisste Frau entdeckt, die auf gleiche Weise an der Tür zum Leuchtturm von Cape Hatteras lehnte.« Er sah auf sein Smartphone. »Eine Lily Hayes. Beide waren Ende zwanzig und vor ihrem Verschwinden nicht tätowiert. Bei Lily sind es Lilien.«

»Seltsam«, sagte Violet, »aber ihr wisst, was ich jetzt fragen muss: Warum sind wir dafür zuständig? Kann sich die Außenstelle in Manteo nicht darum kümmern?«

Asa schob sein Telefon in die Tasche. »Deren Leute sind vor Ort, aber die Verbrechen scheinen religiös motiviert.«

Bei fast allen ihren Fällen ging es auch um verdrehte religiöse Rituale, darum war Ty bei der SCU. Sein Wissen als Analytiker religiösen Verhaltens hielt ihn stärker auf Trab, als ihm lieb war, aber die Leute verhielten sich leidlich vorhersehbar, wenn sie einen religiösen Hintergrund hatten. Ihr Glaube beeinflusste nicht nur ihr Handeln im Alltag, sondern auch die Morde, die sie begingen, und schrieb sich in ihre Verbrechen als eine Art Visitenkarte ein.

Ty kannte verdrehte religiöse Ansichten aus eigener Erfahrung, denn er war in eine Sekte hineingeboren worden und jeden Tag froh, sie verlassen zu haben. In Religionen ging es letztlich um zweierlei: um Geld und um Macht. Um dunkle Absichten und gierige Bereicherung. Um schmutzige Hände, die über begehrte Objekte strichen. Von Predigern, die bei armen, verzweifelten, mit Krankheit geschlagenen Seelen mit angeblich heilenden Taschentüchern hausierten, bis zu Gurus, die versicherten, wer Gutes getan habe, werde im nächsten Leben noch erfolgreicher sein. Das alles war eine lange Abfolge von Betrügereien. Ein Schwindel. Ein Witz.

Ty würde nie wieder auf so einen Blödsinn hereinfallen.

Asa rieb sich den Nacken. »Beiden war eine weiße Karteikarte in die rechte Handfläche genagelt, auf der schwarz geschrieben stand: ›Blühe, wo du gepflanzt bist.‹ Dieser Satz stammt aus christlichen Kreisen, oder, Ty?«

Die Christen waren seine liebste Gruppe, was verdrehte Fanatiker betraf. Wie Leute sich zu dem Glauben verleiten lassen konnten, eine höhere Macht liebe die Menschen so sehr, dass sie sich für

sie habe kreuzigen lassen, damit die Menschen später in Ewigkeit mit ihr vereint sein würden, erschien ihm schlicht grotesk.

Jede Seele hatte einen Gott: sich selbst. Und kein Selbst würde für einen anderen Menschen sterben. Ende Gelände. Aber Millionen waren in diese Falle getappt, auch drei aus seiner SCU-Abteilung. Aber jedem das Seine, solange sie ihn, Ty, damit in Ruhe ließen.

»Das ist doch ein christlicher Satz?«, fragte Asa wieder.

»Vom Heiligen Franz von Sales, einst Fürstbischof von Genf. Eine spätere Illustration hat ihn überhaupt erst berühmt gemacht. Ich habe den Namen der Künstlerin vergessen, aber man sieht das Bild oft auf Stoßstangen, zusammen mit dem Symbol des Fisches. Und bei Gläubigen zu Hause. Es erklärt sich eigentlich selbst.« Er zuckte die Achseln. »Mag sein, dass es dir dort, wo du bist, nicht gefällt, aber mach das Beste draus.« So wie ich, wenn ich Papierkram erledige.«

Fiona runzelte die Stirn, und Asa ging nicht auf ihn ein, sondern wandte sich an Violet, die sich fantastisch in das Hirn von Serienmörtern versetzen konnte und sich selten täuschte. Das war erschreckend, kam der Abteilung aber sehr gelegen. »Violet?«, fragte Asa.

Sie blinzelte mehrmals und neigte den Kopf zur Seite. »Ich muss Aufnahmen der Tattoos sehen. Sind sie gut oder Pfusch? Hat er sie tätowiert und dann gleich abgelegt? Oder hat er sie danach noch längere Zeit am Leben gelassen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Asa. »Aber ich vermute, es dauert keine vier Monate, um jemanden vollständig zu tätowieren.«

Violet schloss erneut die Augen – das eindeutige Zeichen, dass sie in die Psyche des Täters schlüpfte. »Ich will die Frauen für mich. Ich genieße es, meine Tinte, mein Brandzeichen auf ihrer Haut zu sehen.« Sie öffnete die Augen. »Sexuelle Gewalt?«

»Das weiß ich noch nicht«, sagte Asa.

Violet kehrte gedanklich an den dunklen Ort zurück. Ty musterte sie, und eisige Finger glitten ihm übers Rückgrat, bis es ihn innerlich schauerte.

»Ich will diese Frauen für mich allein, aber das genügt nicht. Die Welt muss sie sehen, muss sehen, was ich getan habe. Ich will sie im Scheinwerferlicht, darum lege ich sie an Leuchttürmen ab. Doch es geht nicht um sie, sondern um mich. Um das Werk meiner Hände.«

»Wir suchen demnach einen Narzissen«, sagte Fiona.

Ty grinste. »Owen, hast du's getan?«

Owen bedeutete ihm mit einem Blick, dass er nicht witzig war. »Ich sehe mir die Gegend zwischen den Türmen und ihren Abstand an.« Er konnte aus Landschaftsstrukturen Schlussfolgerungen für ihre Fälle ziehen, und seine Arbeit half ihnen, aufgrund geografischer Gegebenheiten zu extrapolieren, wo ein Mörder wohnen oder arbeiten könnte oder wo er am liebsten Jagd machte. Das war ein völlig veraltetes Vorgehen, da Owen über Software verfügte, die das Gleiche erreichte.

Asa gab Violet ein Tablet mit ersten Fotos der Leichen. Ty stand hinter ihr, um sich das handwerkliche Können anzuschauen. »Professional und äußerst detailliert.«

Die Blumen glichen einander genau, und die Stängel waren ganz gerade.

»Ty, ich sage es selten, weil es selten genug Anlass dazu gibt, aber du hast recht«, begann Violet. »Eine Gefangene würde bei dieser Arbeit niemals stillhalten. Er ist penibel und präzise. Jede Bewegung würde einen Fehler verursachen, und er macht keine Fehler. Fehler machen ihn wütend.« Sie gab Fiona das Tablet zurück. »Hier geht es um mehr als Narzissmus. Ich muss die Leichen sehen und

wissen, ob sie sexuell missbraucht wurden. Auf jeden Fall geht es um Macht und Dominanz.«

»Das beeinflusst das Täterprofil«, sagte Fiona. Die SCU hatte Zugang zur Abteilung Verhaltensanalyse in Quantico, doch Fiona hatte diese Ausbildung längst durchlaufen und arbeitete mit Violet oft an Profilen noch unbekannter Täter, ohne die Verhaltensanalysten in Quantico um Unterstützung zu bitten.

Owen klatschte in die Hände. »Gut, schnappen wir ihn uns.«

Ty machte eine Faust, und Owen stieß seine dagegen.

Asas Blick glitt zu Ty. »Kommst du bitte kurz in mein Büro?«

Das war nie gut. »Klar, Bär.« Er sah Fiona in der Hoffnung an, einen Hinweis darauf zu bekommen, was Asa von ihm wollte – Fehlanzeige. Das war gar nicht gut. Ty folgte Asa und schloss die Tür hinter sich. »Was gibt's? Stecke ich in Schwierigkeiten?« Er hatte schon einige Zeit nicht mehr im Büro des Chefs auf dem elektrischen Stuhl gesessen.

Asa ließ sich auf seinem Lederstuhl nieder und wies auf den zweiten Stuhl vor seinem Schreibtisch.

Ja, er steckte in Schwierigkeiten. Dabei hatte er sich in letzter Zeit recht brav untergeordnet und sein Mundwerk im Zaum gehalten. Ty ließ sich auf den Stuhl fallen. »Ich habe mich bei öffentlichen Äußerungen beherrscht, Bär, ehrlich.« Er hatte echten Ärger bekommen wegen einiger abfälliger Bemerkungen über einen Mörder in Virginia, dessen Spur sie verfolgt hatten. Jemand hatte seine Worte mit dem Handy aufgenommen, und seine launigen Bemerkungen waren als Video im Netz viral gegangen. Es hätte schlimmer kommen können. Immerhin hatte er keinen Quatsch über Kollegen erzählt. Trotzdem war es unprofessionell, und er passte seither auf, was er sagte. Jedenfalls in der Öffentlichkeit.

Asa schmunzelte. »Ich rede nicht von der Aufnahme, die im Netz Furore gemacht hat, obwohl Fiona meint, du verdienst eine Auszeichnung dafür, dass deine Worte immer noch bei TikTok oder YouTube hochgeladen werden.«

»Da kann ich ihr beipflichten.« Obwohl der Fall mit dem Fire-and-Ice-Killer schon im September vor drei Jahren als ungeklärt zu den Akten gelegt worden war, hatte er Ty am stärksten gewurmt, und er wollte den Täter noch immer fassen. Doch seit der Veröffentlichung seiner Bemerkungen auf Social Media hatte es keinen Mord mehr gegeben. Keine neuen Indizien. Ty war mit dem Mist, den er da fabriziert hatte, allein. »Du suspendierst mich doch nicht wieder, oder?« Seine Bestrafung war angemessen gewesen, und er hatte die Woche dazu verwenden wollen, sich in Barbados über einiges klar zu werden, doch dann hatte er in einem Hurrikan festgesessen. Es war einfach ein lausiges Jahr gewesen.

Asa legte die Hände zeltförmig aneinander. »Nein. Hast du die Nachrichten verfolgt?«

»Politik und so? Gar nicht.« Er hatte in seiner Arbeit genug mit Soziopathen zu tun. Nach Hause zu kommen, den Fernseher einzuschalten und Politiker im Hintergrund zu hören war das Letzte, was ihm einfallen würde.

»Dieser Fall führt uns auf die Outer Banks, und die Meteorologen haben einen Sturm im Auge, der sich im Südosten der Karibik zusammenbraut. Noch ist die Wahrscheinlichkeit gering, dass daraus ein Hurrikan wird, aber sie beobachten die Entwicklung, und ich weiß, wie du über schlimme Stürme und über North Carolina denkst.«

Er hielt Tys Blick stand. Ja, Ty verabscheute Stürme, aber es war sehr unwahrscheinlich, dass ein Hurrikan sie auf den Outer Banks erwischte. Sie würden sich absetzen, ehe die Lage wirklich brenzlig

wurde. In North Carolina zu sein, war allerdings etwas anderes – mit unerwarteten Wendungen und Einschlägen war zu rechnen.

Dort war er in die Family of Glory hineingeboren worden und darin aufgewachsen. »Ich habe nichts gegen North Carolina allgemein, Asa, nur gegen Asheville. Reisen wir dahin?«

»Das kann ich dir nicht beantworten, Tiberius. Wir wissen nie, wohin ein Fall uns führt, das ist dir doch klar. Aber weil Cami im Urlaub ist, wollte ich dir die Möglichkeit geben, hierzubleiben, Selah beim Telefondienst zu helfen und den Papierkram zu erledigen, den du so liebst.«

Er kratzte sich das Stoppelkinn – weil er verschlafen hatte, war er nicht zum Rasieren gekommen. »Papierkram und Telefondienst statt Mörderjagd? Hmm ... harte Entscheidung.« Die Vorstellung, in seinen Heimatstaat zurückzukehren, gefiel ihm nicht sonderlich – zu viele traurige Erinnerungen, zu viel Schmerz. An dem Abend, als die Family of Glory ihn verstoßen hatte, war es stürmisch gewesen. Vielleicht kam daher seine Angst und Abscheu vor Stürmen. Aber hier bot sich die Möglichkeit, einen Verrückten zu fassen. »Meine Vergangenheit liegt hinter mir, und ich habe schon andere Fälle in North Carolina bearbeitet.« Allerdings wenige und in großen Abständen. »Das bekomme ich schon hin.« Er stand auf. »Aber danke für das Angebot. Ich weiß es zu schätzen, dass du dich um mich sorgst.«

»Wenn es für dich okay ist, soll es mir recht sein.«

»Für mich ist es in Ordnung. Dieser Fall hat nichts mit mir zu tun. Und ich werde mich bestmöglich benehmen.« Er salutierte.

Asa hob eine Braue. »Das muss nicht viel heißen.«

»Wie wahr.« Ty verließ das Büro mit einem Grinsen und sah Violet mit geschürzten Lippen eine Akte studieren. »Was gibt's?«

Sie tippte sich mit dem Zeigefinger ans Kinn. »Der Fall erinnert mich an eins unserer unaufgeklärten Verbrechen. Ich konnte ihn

erst nicht einordnen, aber dass Asa dich in sein Büro gerufen hat, hat meinem Gedächtnis auf die Sprünge geholfen.«

Wenn die Möglichkeit, dass Ty Schwierigkeiten bekommen würde, Violets Gedächtnis auf die Sprünge geholfen hatte, musste es um den Fire-and-Ice-Killer gehen. »Um welchen Fall handelt es sich?«, fragte er trotzdem mit revoltierendem Magen.

Ihre Miene sprach Bände. Ja, es ging um den Fire-and-Ice-Killer.

»Der Fall ist sehr ähnlich«, sagte sie. »Er hat seine Opfer nackt vor den Türen berühmter Kirchen drapiert – vor Leuchtfeuern der Hoffnung.«

»Von wegen ähnlich – es gab keine Tattoos.«

Violet hob eine Braue. »Auch Leuchttürme sind Feuer der Hoffnung – sie sorgen dafür, dass Schiffe sicher das Ufer erreichen. Symbolisch passt das. Und die Frauen in Virginia und North Carolina waren jeweils Mitte bis Ende zwanzig.«

»Aber der Fire-and-Ice-Killer hat seine Opfer rot geschminkt.« Er hatte den gleichnamigen Lippenstift von Revlon verwendet, daher sein Spitzname. Er hatte nur diesen Stift und den entsprechenden Nagellack für Finger und Zehen genommen. »Es gab keine Tattoos. Und die Opfer hatten keine Blumennamen.«

Violet musterte ihn, bis er sich innerlich wand. »Nein, aber in Virginia gab es keine von ihm verübten Morde mehr, und North Carolina ist nicht weit weg. Vielleicht hat er sich entwickelt. Von Lippenstift und Nagellack zu dauerhaften Brandzeichen. Möglich, dass er in den letzten drei Jahren sein Handwerk erlernt hat. Ich gebe die Fotos der Blumentattoos in die FBI-Datenbank für Gewalt- und Sexualverbrechen ein. Aber der Abgleich kann eine Weile dauern.«

Das Ergebnis würde ihnen zeigen, ob es irgendwo in den USA ähnliche Morde gegeben hatte, und ihnen Verhaltensmuster und zeitliche Daten liefern. Aber war damit zu rechnen? »Er hat keine

Karten hinterlassen, auf denen es hieß: ›Blühe, wo du gepflanzt bist.‹«

»Aber er hat Nachrichten hinterlassen, auf den gleichen Karteikarten, die in die Handflächen genagelt waren. Und die Tinte hat die gleiche Farbe wie damals.«

Der sadistische Irre hatte eine Nachricht aus der Bibel hinterlassen, Jesaja 1,18: »Wenn eure Sünden auch blutrot sind, sollen sie doch schneeweiß werden, und wenn sie rot sind wie Purpur, sollen sie doch wie Wolle werden.«

Ty war sich nicht sicher, wie diese Nachricht sich in Blumen verwandelt haben konnte, die blühen sollten, wo sie gepflanzt sind. »Das nehme ich dir nicht ab.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich will dir auch nichts verkaufen. Ich sage nur, er könnte sich entwickelt haben.«

»Ich wünschte, du hättest *nichts* gesagt«, murmelte er.

Es war ihm nicht recht, dass diese Dinge drohend vor ihm aufwuchsen, ihm auf den Magen schlugen und ihn zwangen, sich mit Arznei einzudecken, die den Magen beruhigte.

Violet hob lässig eine Schulter und nahm Dienstausweis, Schusswaffe und Handtasche. »Wenn ich der Fire-and-Ice-Killer wäre, würde ich den richtigen Augenblick abwarten, mein Spiel perfektionieren, meine Kunst verfeinern und Rache an dir nehmen. Er befindet sich nun in dem Staat, aus dem du kommst.«

Ein Schauer durchfuhr ihn. »Sag so was nicht!«

Denn sie täuschte sich selten. Und wenn es stimmte, konnten diese Morde letztlich auf seine Kappe gehen, weil er dumme Sprüche gerissen hatte, die jemand mit dem Smartphone aufgenommen hatte. Ja, Ty hatte als Held posiert und sich köstlich amüsiert, aber der Mörder hatte das nicht für witzig gehalten, sondern sich symbolisch kastriert gefühlt, herausgefordert und auf allen Ebenen gekränkt.

Ty schlenderte aus dem Büro in den Flur und sah sich das Video an. Darin saß er mit Asa und Fiona vor einem Café, spielte mit seinem Strohhalm und lehnte lässig in seinem Stuhl.

Ach, den finden wir schnell, sagte Ty da. Das ist ein Trottel. Ich habe schon Zwölfjährige intelligentere Bluttaten an Katzen begehen sehen. Und dann ist auch noch der Lippenstift verschmiert – Kindergarten-Niveau. Er lachte, und Asa grinste.

Keiner von ihnen hatte bemerkt, dass sie gefilmt wurden, als sie sich mit Humor von den schrecklichen Dingen ablenkten, die sie im Laufe jenes Tages gesehen hatten. Am nächsten Morgen aber wurde das Video auf TikTok und YouTube ein Hit.

Danach waren keine Leichen mehr aufgetaucht, und die beiden Morde blieben unaufgeklärt.

Aber Violet glaubte etwas anderes. Und sie mochte recht haben. Vielleicht hatte der Mörder wieder Blut geleckt und begann gerade eine neue Serie.

In der Nähe von Kipos Island, North Carolina

Freitag, 31. August

19:15

Der Horizont leuchtete in Magenta, Gold, Türkis und Purpur. Der perfekte Hintergrund für den Abend, fand der Künstler und entspannte sich im Boot am Anleger nahe seiner Insel Kipos Island, wobei das griechische »Kipos« *Garten* bedeutet. Alles an diesem Abend war zauberhaft und genau geplant – bis zu den Trauben, dem Wein, dem Käse.

Er betrachtete Catherine. Sie war erlesen, groß und schlank und

besaß jungfräuliche Haut – auf dieser Leinwand arbeitete er am liebsten. Zwar kam er auch mit vernarbtem Fleisch zurecht und hatte das auch schon bewiesen, aber makellose Haut war etwas Besonderes. Haut, die noch keine Spuren trug.

Catherine trank ihr zweites Glas Merlot. Ihre Augen funkelten und waren vor Lust fast gläsern. Er hatte sie beim Wandern auf einem Pfad bei Nags Head getroffen. Sie war mit einer Freundin unterwegs gewesen. Er hatte sie bemerkt und sie ihn, doch erst seit ihre Freundin nach ihr gerufen hatte, wusste er, dass sie nach einer Blume benannt war. Prompt hatte er stärkeres Interesse gezeigt.

»Der Sonnenuntergang ist perfekt, oder?« Sie seufzteträumerisch.

»O ja.« Er sah zum Horizont und wünschte sich, etwas erschaffen zu können, das die Welt bestaunen würde, das die Menschen bei Social Media hochladen würden, um ihn berühmt zu machen.

Und berühmt würde er werden. Die ganze Welt würde sein Werk sehen.

Geduld war der Schlüssel, und er hatte diese Tugend bis zur Vollkommenheit entwickelt.

»Sie hatten recht mit dem, was sie über den Ausblick von hier gesagt haben«, fuhr sie mit ihrem süßen Sopran fort. »Er ist wirklich atemberaubend.«

Blue Harbor lag auf einer früher von Angehörigen des Croatan-Stamms bewohnten Insel zwischen dem Pamlico Sound und dem Albemarle Sound. Und von seiner Insel inmitten eines Archipels boten sich großartige Landschaftsbilder.

»Ich wusste gar nicht, dass es hier Häuser gibt«, fuhr sie fort.

Roanoke Island lag zehn Meilen weiter nördlich. Er hatte jahrelang nach dem perfekten Ort für seinen Garten gesucht. Für sein Meisterwerk.

Geduld. Geduld. Geduld.

Das Problem der meisten Menschen war ihre Ungeduld. Sie hetzten und drängten und verursachten Chaos. Dabei kam es im Leben aufs Warten an. Auf die richtigen Gelegenheiten. Die richtigen Momente. Die vollkommenen Stürme. Doch ein Sturm verdarb ihm nun die Laune. Er braute sich in der Karibik zusammen, und obwohl Stürme hier nicht selten waren, war er nicht begeistert darüber, dass womöglich ein Hurrikan seine Insel traf. Aber er würde nichts übereilen, denn Panik kannte er nicht.

»Nur mein Haus. Ich genieße meine Zurückgezogenheit.«

Sie ließ die Wimpern klimpern und fuhr mit dem Finger über den Rand ihres Weinglases. »Und was machen Sie so in der Zurückgezogenheit Ihres Hauses und Ihrer Insel?«

»Um ehrlich zu sein: was immer ich will. Das ist meine Insel. Mein Heim. Mein ... Königreich.« Er zwinkerte ihr zu, und ihre Wangen röteten sich in schönstem Purpur. »Wie schmeckt Ihnen der Wein?«

»Köstlich. Möchten Sie probieren?« Ihre Pupillen weiteten sich und ließen die Augen dunkler erscheinen.

»Gern.« Er griff nach ihrem Weinglas, doch sie zog es weg und beugte sich vor.

»Womöglich schmeckt er auf meiner Zunge noch besser.« Sie strich mit den Lippen über seinen Mund und gab ihm das fruchtbare Aroma zu kosten.

»Sie haben recht, das tut er«, murmelte er an ihren Lippen und schmeckte Frucht und Gärung.

Vorsichtig schob er ihr eine lange blonde Strähne hinters Ohr und rückte etwas von ihr ab. Schließlich war er ein Gentleman und nahm nie etwas, das ihm nicht angeboten worden war. Würde sie Nein sagen, würde er das gelten lassen.

Aber sie sagten nie Nein. Nicht zu ihm. Er musste nie bitten oder sich aufdrängen.

Sie stellte das Glas aufs Deck und glitt näher zu ihm. »Du brauchst nicht schüchtern zu sein, Art.«

»Catherine, ich bin absolut nicht schüchtern. Aber ich richte mich ganz nach dir. Du bestimmst, was du willst und was nicht.«

Sie strich durch sein gewelltes Haar und küsste seinen Hals unterhalb des Ohrläppchens. »Ich will dich«, flüsterte sie. »Du riechst so gut.« Sie schlängelte sich wie eine Schlange um ihn, legte die Arme um seinen Hals und sah ihn an.

»Was willst du? Du musst dich klar ausdrücken. Keine widersprüchlichen Signale.«

Sie beugte sich an sein Ohr, sagte ihm, was sie wollte, und war alles andere als schüchtern.

»Bist du sicher?«

»So sicher wie nie.«

»Denn wenn du dir wirklich sicher bist, gehörst du mir«, hauchte er und fuhr mit den Lippen über ihren Kiefer. »Willst du mir gehören?«

Sie lehnte sich zurück und bot ihm den Hals. »Ja.«

Mehr brauchte er nicht zu hören.

Die Erlaubnis war erteilt.

Katharinenräder. Er würde ihre Haut mit den seltenen, schwer darstellbaren weißen Blüten übersäen, die in Büscheln wuchsen. Zwar waren die Stängel recht grob, doch die Blütenblätter erinnerten an Feuerwerksräder. Und er besaß den perfekten Grünton für die Mitte. Sie würde eine fantastische Bereicherung für seinen Garten sein.